Nekrolog

von

Peter Scheitlin,

Dekan u. Professor.

Eine Vorlesung

von

Johann Jakob Bernet,
Pfarrer.

St. Gallen und Bern.
Im Verlag von Huber und Compagnie.
1852.

Nekrolog

von

Peter Scheitlin,

Dekan und Professor.

Eine Vorlesung

von

Johann Jakob Bernet,

Pfarrer.

St. Gallen und Bern.
Im Verlag von Huber und Compagnie.
1852.

Vorwort.

Wir übergeben hiemit dem größern Publikum eine Arbeit des seligen Bernet über Scheitlin. Wenige standen wohl dem Letztern näher, als gerade Bernet; wenige waren im Stande, ihn richtiger aufzufassen und besser zu beurtheilen, als dieser sein, wir dürfen wohl sagen ausgezeichneter Schüler. Waren sie beide doch in hohem Grade geistesverwandt! Beide sahen weiter als die meisten ihrer Umgebung, beide strebten weiter als sie, davon zeugte ihr ganzes Sein und Wesen laut genug.

Nach Scheitlins Hingange gehörte es zu den Lieblingsgedanken Bernets, ihm ein Denkmal zu setzen durch eine Darstellung seines reichen Lebens. Er hätte auch diesen Wunsch in mehrfacher Weise zur That gemacht; nicht nur wäre in den Verhandlungen der St. Gallisch-appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft ein ausführliches Wort Bernets über Scheitlin erschienen, sondern auch eine eigentliche

Biographie hätte den Zeitgenossen dargethan, was für ein bedeutender Mann Scheitlin gewesen, wie viel namentlich die Vaterstadt ihm zu danken habe: — beide Pläne blieben aber unausgeführt, und nur dem Lieblingskinde Scheitlins unter den Vereinen St. Gallens, dem wissenschaftlichen Vereine, war es vergönnt, Bernet über Scheitlin zu hören; die vorliegenden Blätter enthalten, was er demselben über ihn mittheilte. Zu Mehrerem kam er nicht mehr. Die zunehmende Gebrechlichkeit seines Körpers zwang ihn, die Feder des Biographen niederzulegen.

Wenige Blätter sind es also, die wir bieten können, wir freuen uns aber doch, wenigstens sie dem Publikum geben, und so eine große Lücke, wenn auch nur zu kleinem Theile, ausfüllen zu können. Wir sind überzeugt, daß wir damit den vielen Freunden der beiden Verewigten ein willkommenes Erinnerungszeichen an dieselben in die Hände legen.

St. Gallen, im Mai 1852.

Scheitlin wurde geboren zu Anfang des März im J. 1779. Das Kirchenbuch, das damals noch bloß den Tag der Taufe einzeichnete, hat als solchen den 4., den er übrigens auch für seinen Geburtstag hielt. Er hatte in seiner zahlreichen Familie keine bedeutenden Vorgänger. Sein Vater, Leonhard, war Kaufmann, in seinem Berufe geschickt, besonders ein guter Rechner, aber nicht glücklich — als Hausvater ernst, überhaupt etwas trocken, nicht besonders gebildet, doch ein Ehrer des Bildenden. Die Mutter, Weibrath Fehr, zeichnete sich durch Gutmüthigkeit aus.

Unser Peter war das siebente ihrer eilf Kinder — ein zartgebildeter, anfangs schwächlicher, aber früh schon geistig lebhafter Knabe, der bald in seiner eigenen Phantasiewelt zu leben anfing und von allem außer ihm stark berührt wurde. Furchtsamkeit unter seinen er=

sten Schulgenossen, selbstschaffende Regsamkeit für das, was ihn ansprach, und durchdringende Kraft, wo das innere Leben unerwartet in Spannung versetzt wurde, waren sehr merklich in dem Charakter des Kindes. Von den Lehrern in der öffentlichen Knabenschule ward er als geistig betriebsam bald erkannt, aber wegen seiner wenigen Schulgerechtigkeit nicht eben am meisten lieb. Was es damals hier zu lernen gab, dessen bemächtigte er sich, mit vortrefflichem Gedächtniß begabt, sehr leicht. Die Pensen wurden meist nur auf dem Wege zur Schule, oder bei Ankunft in derselben gelernt. Nebenbei wurden Schmetterlinge und Mineralien gesammelt, Geschichten und Reisebeschreibungen gelesen, Wachsbildnereien vorgenommen — alles ohne die geringste Anleitung und Ordnung, nach bloßem Natur-Appetit, dafür auch mit der Frische natürlichen Lebens aufgefaßt. Es erwahrte sich an dem Unsrigen frühe das Wort: „Bei außerordentlichen Leuten muß man nicht von Erziehung reden. Es gibt für sie keine an-

dere, als die sie sich selbst geben, und diese besteht meistens darin, die erstere zu zerstören." Er war aber keineswegs Rebell gegen den Vater, nicht einmal gegen die Lehrer. In ordentlichen Häusern des damaligen St. Gallens war dergleichen unerhört, unser Knabe aber jedenfalls eine zu zarte und gute Natur, um solches sein zu können. Sein sich selbst gestaltendes Leben bewegte sich damals schon so fein und leicht zwischen den Umgebungen gemeinen Schlages hindurch, daß es nur etwa mit Kopfschütteln, häufiger jedoch mit Wohlgefallen angeschaut, nicht leicht gehemmt oder widerstritten wurde. Ob aber die Aeltern ihn vollends wie den jungen Stilling die seinigen betrachtet haben, ist nicht bekannt.

Nach zurückgelegten Schuljahren trat er in das Comptoir des Vaters ein, weil sich das gleichsam von selbst verstand. Doch fand er sich da nicht an seiner Stelle. Seine Liebhabereien in den Nebenstunden machten sein eigentliches Leben aus. Ein Verdruß mit dem Factor in der Schreibstube, unter dessen Lei-

Nekrolog

von

Peter Scheitlin,

Dekan und Professor.

Eine Vorlesung

von

Johann Jakob Bernet,

Pfarrer.

St. Gallen und Bern.

Im Verlag von Huber und Compagnie.

1852.

Vorwort.

Wir übergeben hiemit dem größern Publikum eine Arbeit des seligen Bernet über Scheitlin. Wenige standen wohl dem Letztern näher, als gerade Bernet; wenige waren im Stande, ihn richtiger aufzufassen und besser zu beurtheilen, als dieser sein, wir dürfen wohl sagen ausgezeichneter Schüler. Waren sie beide doch in hohem Grade geistesverwandt! Beide sahen weiter als die meisten ihrer Umgebung, beide strebten weiter als sie, davon zeugte ihr ganzes Sein und Wesen laut genug.

Nach Scheitlins Hingange gehörte es zu den Lieblingsgedanken Bernets, ihm ein Denkmal zu setzen durch eine Darstellung seines reichen Lebens. Er hätte auch diesen Wunsch in mehrfacher Weise zur That gemacht; nicht nur wäre in den Verhandlungen der St. Gallisch-appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft ein ausführliches Wort Bernets über Scheitlin erschienen, sondern auch eine eigentliche

Biographie hätte den Zeitgenossen dargethan, was für ein bedeutender Mann Scheitlin gewesen, wie viel namentlich die Vaterstadt ihm zu danken habe: — beide Pläne blieben aber unausgeführt, und nur dem Lieblingskinde Scheitlins unter den Vereinen St. Gallens, dem wissenschaftlichen Vereine, war es vergönnt, Bernet über Scheitlin zu hören; die vorliegenden Blätter enthalten, was er demselben über ihn mittheilte. Zu Mehrerem kam er nicht mehr. Die zunehmende Gebrechlichkeit seines Körpers zwang ihn, die Feder des Biographen niederzulegen.

Wenige Blätter sind es also, die wir bieten können, wir freuen uns aber doch, wenigstens sie dem Publikum geben, und so eine große Lücke, wenn auch nur zu kleinem Theile, ausfüllen zu können. Wir sind überzeugt, daß wir damit den vielen Freunden der beiden Verewigten ein willkommenes Erinnerungszeichen an dieselben in die Hände legen.

St. Gallen, im Mai 1852.

Scheitlin wurde geboren zu Anfang des März im J. 1779. Das Kirchenbuch, das damals noch bloß den Tag der Taufe einzeichnete, hat als solchen den 4., den er übrigens auch für seinen Geburtstag hielt. Er hatte in seiner zahlreichen Familie keine bedeutenden Vorgänger. Sein Vater, Leonhard, war Kaufmann, in seinem Berufe geschickt, besonders ein guter Rechner, aber nicht glücklich — als Hausvater ernst, überhaupt etwas trocken, nicht besonders gebildet, doch ein Ehrer des Bildenden. Die Mutter, Weibrath Fehr, zeichnete sich durch Gutmüthigkeit aus.

Unser Peter war das siebente ihrer eilf Kinder — ein zartgebildeter, anfangs schwächlicher, aber früh schon geistig lebhafter Knabe, der bald in seiner eigenen Phantasiewelt zu leben anfing und von allem außer ihm stark berührt wurde. Furchtsamkeit unter seinen er-

sten Schulgenossen, selbstschaffende Regsamkeit für das, was ihn ansprach, und durchdringende Kraft, wo das innere Leben unerwartet in Spannung versetzt wurde, waren sehr merklich in dem Charakter des Kindes. Von den Lehrern in der öffentlichen Knabenschule ward er als geistig betriebsam bald erkannt, aber wegen seiner wenigen Schulgerechtigkeit nicht eben am meisten lieb. Was es damals hier zu lernen gab, dessen bemächtigte er sich, mit vortrefflichem Gedächtniß begabt, sehr leicht. Die Pensen wurden meist nur auf dem Wege zur Schule, oder bei Ankunft in derselben gelernt. Nebenbei wurden Schmetterlinge und Mineralien gesammelt, Geschichten und Reisebeschreibungen gelesen, Wachsbildnereien vorgenommen — alles ohne die geringste Anleitung und Ordnung, nach bloßem Natur-Appetit, dafür auch mit der Frische natürlichen Lebens aufgefaßt. Es erwahrte sich an dem Unsrigen frühe das Wort: „Bei außerordentlichen Leuten muß man nicht von Erziehung reden. Es gibt für sie keine an-

dere, als die sie sich selbst geben, und diese besteht meistens darin, die erstere zu zerstören." Er war aber keineswegs Rebell gegen den Vater, nicht einmal gegen die Lehrer. In ordentlichen Häusern des damaligen St. Gallens war dergleichen unerhört, unser Knabe aber jedenfalls eine zu zarte und gute Natur, um solches sein zu können. Sein sich selbst gestaltendes Leben bewegte sich damals schon so fein und leicht zwischen den Umgebungen gemeinen Schlages hindurch, daß es nur etwa mit Kopfschütteln, häufiger jedoch mit Wohlgefallen angeschaut, nicht leicht gehemmt oder widerstritten wurde. Ob aber die Aeltern ihn vollends wie den jungen Stilling die seinigen betrachtet haben, ist nicht bekannt.

Nach zurückgelegten Schuljahren trat er in das Comptoir des Vaters ein, weil sich das gleichsam von selbst verstand. Doch fand er sich da nicht an seiner Stelle. Seine Liebhabereien in den Nebenstunden machten sein eigentliches Leben aus. Ein Verdruß mit dem Factor in der Schreibstube, unter dessen Lei-

tung er unmittelbar stand, brachte ihn dazu, dem Kaufmannsberufe den Abschied zu geben. Was that er nun? Er schloß sich mit Voit's Beschreibung aller Handwerke ein, prüfte, eine Nacht durchwachend, alle an seinem Sinne und in zweiter Linie auch an objectiven Vorzügen und Mängeln, fand kein ihm zusagendes, und rief endlich: Studiren will ich. Das hieß in damaliger Sprache: Pfarrer werden. Er dachte dabei aber an das Lernen und Wissen, nicht an die Kirche. Sein Vater billigte den Entschluß.

Er besuchte nun also seit dem Frühjahre 1795 das sogenannte Collegium, eine Anstalt, die beiläufig achtzig Jahre früher errichtet worden war, damit junge Leute die zur Universität nöthigen Vorstudien machen, Theologen aber ihren Curs bis zur Canzel vollenden konnten. Eine für solche, die hernach keine weitere Ausbildung mehr suchten, oft nachtheilige Einrichtung. Der Professoren waren nur zwei, der eine ein freibeuterischer Praktiker, ein pedantischer Theoretiker der andere.

Unserem Studenten sagte jener besser zu, da er mit lebendiger Subjectivität anregte, während dem der Vortrag des andern langweilig war und nichts bot, das um seiner Eigenthümlichkeit willen angezogen hätte. Scheitlin aber bekannte schon von seiner Jugendzeit, in der man doch noch am meisten annimmt, was kommt und wie es kommt, daß er nichts verstanden, was ihn nicht angesprochen habe. Weiter hörte man ihn sagen, daß der eine Lehrer ihn zum Dogmatiker, der andere zum Skeptiker gemacht habe, beide also ihn endlich nöthigten, sich meist an sich selbst zu halten.

Großen Eindruck machten die Ideen der französischen Revolution auf diese so natürliche Natur. Ueber unbeugsame Aristokraten schreit er in damaligen Aufzeichnungen als über Ungeheuer. In eben diesen Blättern hebt er am liebsten gemeinnützige Männer und Thaten, besonders, wenn sie die Vaterstadt angingen, hervor. Nun aber, als die fränkische Republik ihr Befreiungs- und Plünderungssystem auch auf die Schweiz anwandte, und jedem

tüchtigern und redlichern Gemüthe in den nunmehrigen Vorgängen so viel theils leeres, theils niederträchtiges Zeug vor Augen trat, faßte unser Studirender einen gründlichen Widerwillen gegen die fremden Agitatoren auf vaterländischem Boden und gegen ihre inländischen Nachäffer und Schleppenträger. Dem ersten Eindrucke, den die Ankunft des fremden Heeres im Mai 1798 auf ihn machte, entzog er sich durch einen Aufenthalt jenseits des Bodensee's. Doch mußte er es sich später gefallen lassen, als einer der Repräsentanten der Studiosenschaft bei dem Schaufeste der neuen Verfassung mit zu figuriren; er war aber nur Zuschauer, nicht Theilnehmer. Ersteres war er gerne. Als solcher ging er im folgenden Jahre in's Rheinthal, nahe an die Kugeln der Oesterreicher, später in die Lager dieser und der Franken bei St. Gallen, Gefahr körperlicher Züchtigung nicht ahnend oder achtend. Der städtischen Behörde widersetzte er sich für das den Studenten übertragene Ablesen der Edicte in den Kirchen. Zu Ende 1799 starb ihm

die Mutter. Im März des folgenden Jahres ergriff ihn die Liebe. Ihr Gegenstand lebte damals auf einem Landsitz unweit des Ufers des untern Bodensee's. Der Bund wurde schnell fest, noch ehe die Seinigen darum wußten. Auch ohne Erlaubniß machte er auf dem Lande hin und wieder Predigtversuche. Auch schulmeisterte er vicariatsweise in der Bürgerstubenschule.

Endlich kam die Zeit des theologischen Examens. Es fand am 27. März 1801 statt, obwohl der theologische Curs nur etwa halb zurückgelegt war. Nach einer durchwachten Nacht bestand er dasselbe rühmlich; die Probepredigt aber gefiel den Kunstrichtern weit weniger als die seines Miteraminanden. Die seinige lag außer aller homiletischen Regel. Sie war ein ungebundenes Ergehen des Geistes und Gemüths über einen gegebenen Gedanken. Ungefähr um diese Zeit war er von dem Vater seiner Braut, einem Landpfarrer im Thurgau, in die Verlegenheit gebracht worden, gänzlich ohne Vorbereitung eine Leichenrede

halten zu müssen. Der Ehrgeiz hatte ihn in der Gefahr aufrecht erhalten.

Im April trat er die Reise nach Göttingen an, da sein Vater ihm die Universität zur Pflicht gemacht hatte, auch er selbst, obschon ein treuer Liebhaber, den gelehrten Aufschub gern eingegangen war. In dem Musensitze waren neben den theologischen Studien Philosophie und Naturkunde ihm Hauptsache. Er wurde Kantianer. Der berühmte Blumenbach, der ihn liebte, schlug ihm vor, als Reisender für Erdkunde in englische Dienste zu treten. Ein sichreres Leben im Vaterlande als Pfarrer oder Lehrer und als Hausvater hatte doch mehr Reiz für ihn als die glänzenden Abenteuer. In einer Vacanz wurde Cassel, ein andermal Hamburg besucht. Klopstocken recitirte er große Stücke aus der Messiade. Uebrigens machte er sich lustig in Ehren und mied den herrschenden Unfug, Millers Briefwechsel dreier akademischer Jünglinge wie seine Bibel achtend. Blutspeien lehrte ihn ebenfalls Vorsicht. Oft besuchte er Pastor Achelis, an den er gewie-

sen war; doch vermogte der gutmüthige Lavaterianer nicht, ihn zu bekehren.

Im Herbst 1802 begab er sich auf den Harz und von dort immer weiter durch Niedersachsen, Brandenburg und Obersachsen, wo ihn endlich Jena festhielt, so daß er nicht mehr nach Göttingen zurückging. Er besuchte aber keine Collegien, sondern erging sich nur ganz für sich in den Gefilden der Literatur. Ueber Saalfeld, Rudolstadt, Hanau, Frankfurt, Mainz, Straßburg und Basel kehrte er am 24. Mai in die Vaterstadt zürück.

Hier aber schien einsweilen alles für ihn verschlossen zu sein. Einige Verhältnisse in Kirche und Schule waren zwar nicht eben im beßten Zustande; mehre Lücken, die sich während der Revolutions- und Kriegsjahre ergeben hatten, ließ man nur provisorisch und zur Noth ergänzt. Man mußte sich nach allen Seiten erst zurecht finden und von Erschöpfung erholen. Zwar predigte Scheitlin zuweilen, und dieß ging ihm mit großer Leichtigkeit von statten; doch schien niemand auf sein Predigen

sonderlich zu achten. Sein eigenthümlich geistreiches Wesen in aphoristischer Form war zu sehr außer dem bisher Gewohnten und in St. Gallen aus dem vorigen Jahrhundert herüber noch meist Beliebten. Da er, wie in Allem, so auch im Predigen sich selbst gab, so mußte er sich zuerst mit seinem ganzen Wesen in seine Mitbürgerschaft hineinleben, bevor seine Predigt recht Anklang finden konnte.

Da bot sich eine offene Pfarrstelle im Kanton Glarus dar; er meldete sich und erhielt sie. Es war die Pfarre Kerenzen, die nördlichste im Lande, hoch ob dem südlichen Gestade des Wallensee's, eine der einfachsten Hirtengemeinen, wie sie sich in dieser Nähe cultivirter Gegenden nur irgend denken lassen. Die Natur ist hier groß; hoch steigt das Geländ an bis zum Mürtschenstocke, der vielzackigt in Wolken sich birgt; gegenüber erheben sich fast senkrecht aus dem See die Wände, auf welchen die sieben Häupter, Kurfirsten genannt, thronen. Für ein reiches Gemüth allso immerhin ein nicht unpassender Ort. Ein solches

hat ja immer neben einer so großen Natur, ja mehr als sie, sich selbst, allso überall bald seine Welt. So war Scheitlin, überall die ihn umgebende Welt sich selbst schaffend, wie er sie haben mußte, ein Egoist in unschuldiger Weise, auf dem contemplativen Gebiete.

Doch die Bergpfarre war erst noch ein Spielplatz seiner Jugend. Er predigte, wie er wollte, zum Theil noch sich's mit Mustern bequem machend, ordnete und besserte hie und da etwas am Schulwesen, stellte Uebungen im Psalmsingen an und conversirte mit seinen Bauern; die übrige Zeit aber überließ er sich seinen Phantasien und Gedankenbildungen, oder er lustwandelte, bald hoch in's Gebirge, bald hinab zum See und über denselben. Zuweilen lief er vom frühen Morgen an über Berg und Boden in's Kleinthal, dort abermals über den Berg in's Großthal, dann der Linth nach landab bis an den Fuß seines Heimathberges und langte noch in der Nacht desselben Tages wieder im Pfarrhause an. Wer ihn von St. Gallen aus besuchte, wurde meist von ihm

auch in die höhern Berge hinaufgeführt. Er lebte schier völlig unabhängig, trieb das Meiste rücksichtslos, griff hie und da keck, obschon immer mit dem größten Wohlwollen ein, erzürnte dadurch etwa, und behielt doch, als ein Mensch, dessen Sinn man kaum ernstlich hassen konnte, die meisten Herzen sich wohlgewogen. Einmal freilich brachten es einige Matadoren eines Nebenörtchens zu einer Versammlung der Gemeine gegen ihn, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen. Der Auftritt war eine einfältige Büberei gewesen.

An solcher Stelle konnte freilich nicht seines Bleibens sein, obschon er seine Braut herberufen hatte, die ihm in einer schweren Krankheit im Winter von 1803 auf 1804 Wärterin und seine Frau ward. Im April hatte die Trauung statt. Inzwischen bahnte sich in der Vaterstadt eine durchgreifende Verbesserung des sogenannten Collegiums an. Dem bisherigen noch einzigen Professor wurde bloß die Theologie zugewiesen, an deren Seite zwei neue Professuren, die eine für Philologie und

Geschichte, die andere für Philosophie und Naturkunde errichtet wurden. Scheitlin meldete sich für beide, und hatte für die erstere einen Mitbürger, für die erste und zweite den bekannten Literaten Affsprung zum Mitbewerber, trug jedoch am 8. Aprils 1805 für letztere den Sieg davon. Schon am 12. Mai nahm er Abschied von seiner Gemeine.

Scheitlin war also Professor geworden in seiner Vaterstadt, und damit war ihm die Basis seines ganzen künftigen Lebens gegeben. Er war zum Lehrer vorzugsweise berufen, weil er das Leben wunderbar hell und kräftig anschaute, das Angeschaute selbständig in sich zu neuem Leben verarbeitete und dann alles in ihm Gewordene wieder außer sich anzubringen, es in der Welt weiter gehen zu lassen sich stets gedrängt fühlte. In der Einheit und Gleichmäßigkeit dieser drei Beschaffenheiten hat eigentlich vornehmlich seine Größe und sein Werth bestanden; und eben darin lag es auch, daß er nirgends, wo es ihn hinrief, oder wo er hinstehen und zu reden oder zu handeln anfangen

wollte, leicht in Verlegenheit kommen konnte, auch wenn er von Hause aus für die Sache eben nicht ausgerüstet war. Er hatte das Recht, zu sagen, wie er wirklich zuweilen sagte: „Gebt mir ein beliebiges Fach auf und ein Buch über dasselbe, und morgen will ich als Lehrer darin auftreten.“ Das war nun nicht so, als hätte er sich in kürzester Zeit viel mehr Fachstoff aneignen können als andere Begabte; dasjenige aber, was er sich aneignete, blieb nicht, wie in so vielen, unhandhabliches Fragment, bis sie das Ganze sich angeeignet hatten, sondern auch das Bruchstück bildete sein innerer Bildungstrieb allsogleich zu einem in seiner Art vollständigen Ganzen aus, mit dem etwas anzufangen war. Der Mangel an Vollständigkeit wurde so nicht hinderlich; die Meisten fühlten ihn gar nicht. Jeder Schritt im Erkennen und Wissen wurde so an seiner Hand leicht; jeder führte zu einem Standpunct, der für sich als ein Ziel gelten konnte. Dieser Lehrer machte in jedem Augenblicke aus seinen Schülern gemachte Leute, d. h. die zu jeder

Zeit etwas waren, womit man nach Umständen zufrieden sein konnte. Zuerst nannte er, sobald er über etwas zu unterrichten anfing, Hauptpuncte, die er dann in höchst einfacher, natürlicher Entwicklung in Umrisse auszuzeichnen anfing, und diese fuhr er dann fort mit einem Reichthum von Farben und Schattirungen zu beleben, der nichts zu Verständniß und Genießbarkeit zu wünschen übrig ließ. Ging er dann auch hie und da dem Einzelnen in der Ausführung zu weit nach, so verlor er doch nie den Gegenstand, um dessen willen er sprach, ganz aus den Augen; nur an ihm war's, daß er mit allem, was er vorbrachte, bildend arbeitete. Jede seiner Erörterungen oder Darstellungen war im Kleinen eine Abhandlung, wie andere sie aus dem Concept zu dictiren pflegen. Er dictirte nur, wo eine geschlossene Reihe strenger Sätze es erheischte, und etwa in den philosophischen Fächern, auch hier aber oft nur aus der Eingebung des Augenblicks. Auch das Aeußere seines Lehrvortrags war sehr anziehend durch leichte, sich

ruhig fortbewegende, zuweilen in's Muntere übergehende oder zu einer augenblicklichen Begeisterung sich erhebende Diction, wie durch eine glückliche Mischung einer freien Natürlichkeit mit Ernst und gehaltener Kraft, bei aller Gelegenheit durchblicken lassend Humanität und Gemüthlichkeit. Er wurde seinen Schülern sogleich ehrwürdig als ein Könnender und Wohlmögender; er nahm sie unwiderstehlich ein, auch dem noch unentwickelten Verständniß merkbar als eine in sich selbst einige, sehr geistige und edle Persönlichkeit. Gänzlich verschwand der Eindruck eines fast nachläßigen Aeußern vor dem Eindruck seines Wortes und Geistes, vor dem Frohgefühle des Empfangens einer immer lebensfrischen Mittheilung. Durch ihn war dem Ideal eines Weisheitslehrers aus dem Alterthum für die jugendliche Anschauung eine Wirklichkeit gegeben. Darum auch keine Rede von jenem Streite, den so manche Lehrer an Gymnasien fast unabläßig mit einem Theile der Schüler zu kämpfen haben. Er wußte schon die neu Eintretenden, gewöhnlich Fünf-

zehnjährige, zu einem Selbstgefühle, das sie bisher als Knaben nicht gekannt hatten, zu erheben, wenigstens für die Zeit, da sie um ihn waren. Es war ein Unglück, von ihm angesichts der Classe beschämt zu werden. Kein ordentlich beschaffener Schüler konnte anders als sein Anhänger sein, und keinem konnte er je verleiden. Keiner je fragte, ob er zu viele Lehrstunden besuchen müsse. Scheitlin kam oft zu spät, und machte sich nichts daraus, um eines ehrenwerthen Vergnügensanlasses oder einer gerade eingetretenen Anregung einer Liebhaberei willen, etwa eine Stunde ganz zu versäumen; im Durchschnitt aber hatte er deren stets mehr angesetzt, als er zu geben verpflichtet war. Er wußte, daß er auch bei solchem Zuschuß kaum ausreichen werde. Die Curse blieben wirklich zuweilen unvollendet.

Für die Bestimmung der Fächer hatte die Schulbehörde es zum Theil auf sein Gutachten ankommen lassen. Er lehrte Naturgeschichte, Naturlehre und Geometrie. Für jene ersten beiden legte er sich Sammlungen und einen

Apparat an. In der Philosophie begann er mit Logik und Psychologie; dann folgte Geschichte der Philosophie, Naturrecht und Moral. Nebenher ging Rhetorik mit Uebungen im Schreiben und Vortragen. Den Schluß machte für die, welche den ganzen Curs aushielten, Metaphysik. Als letzteres Fach späterhin gestrichen wurde, setzte er es freiwillig mit den Studirenden der Theologie, die sonst seinen Unterricht nicht mehr besuchten, zuweilen bis nahe an die Vollendung ihres ganzen hiesigen Studiencurses fort. Diese durften dann auf dem Gebiete sich getrost mit teutschen akademischen Studenten messen. Alle, die bei ihm auch noch in diesen letzten Jahren bleiben durften, müssen sich erinnern, daß sie seinem Geist und seiner Anregung dannzumal noch am meisten verdankten, indem sie für seine Mittheilungen dann erst recht erreift gewesen.

Für Logik und Metaphysik hatte er sich eigene Curse geschrieben, meist nach Kant geformt; später nahm er für erstere Jakob, überhaupt einige Jahrzehende hindurch Lehrbücher

aus der kantischen Schule. Doch ließ seine Leichtigkeit im Begreifen und Combiniren ihn auch nicht in Verlegenheit, als diese Bücher sich überlebt hatten; er wählte sich an ihrer Stelle die beßten aus den neuern Schulen, nur daß er dabei öfter wechselte. So geläufig wie Kant sind ihm z. B. Schelling und Hegel nie geworden; für sich blieb er Eklektiker, und um viel Neues zu studiren, dazu war er theils dem bunten Leben viel zu offen, theils zu sehr vom Bedürfniß eines immer manchfaltigern eigenen Schaffens getrieben. Man lernte folglich als sein Student weniger eine Masse Stoffes kennen, als daß man zum Anschauen und Denken gebildet und überhaupt geistig geweckt und in Umtrieb gesetzt wurde. Einzelne Schüler nahmen die Liebhaberei für naturgeschichtliches Sammeln von ihm an; wofür hier besonders die Appenzeller J. G. Schläpfer, M. Dr., und J. K. Rechsteiner zu nennen sind; die lebendigern wurden zuweilen von ihm auf Spaziergänge oder kleine Reisen mitgenommen, die ältesten wohl auch schon in Berührung mit

Männervereinen gebracht. Daneben gab er zuweilen noch Privatunterricht.

Doch das Lehrzimmer blieb nicht lange sein einziger Wirkungskreis. Theils die Kosten einer anwachsenden Familie, theils noch mehr sein angedeutetes Bedürfniß zu mancherlei Verkehr mit dem Leben, namentlich um in demselben seine eigene Existenz auszubreiten, ließen ihn allerhand Nebengeschäfte und Stellen annehmen. Er ward im Juni Prodiakonus zu Sanct-Leonhard, einer kleinen damaligen Filialkirche vor der Stadt, und im April des folgenden Jahres einer der drei Stadtdiakone, im September zugleich Mitprediger für die Kettensträflinge. Schon sprach man etwa von der einen und andern seiner Predigten; doch konnten, weil er so gar nicht den hergebrachten Erbauungston einhielt, die altkirchlichen Mitbürger, denen vor einigen Jahrzehenden selbst Zollikofer noch viel zu modern gewesen, sich nicht in seine Weise finden. Seine Predigten blieben religios-humoristische freie, fragmentarische Betrachtungen. Mit einem genauen Disponiren

derselben, so leicht es ihn auch ankommen mogte, gab er sich, außer bei Vorträgen, die er nicht aufschrieb, nicht gerne ab.

Durch einige Jahre besorgte er die Redaction des Wochenblattes, das damals neben den Anzeigen regelmäßig Aufsätze für Unterhaltung, etwa auch belehrende lieferte. Noch unreifer und weniger gedankenreich ist, was er hier gab, mit Späterm verglichen; vermuthlich zum Theil, weil er sich nicht anstrengen wollte. Er hatte Bedürfniß für Erholung in leicht ansprechender Gesellschaft und im Ergehen im Freien. Achtete er dessen, was freilich oft geschah, zu wenig, so rächte es schon damals sich an seiner Gesundheit. Seine Diät war übrigens oft eine wunderliche, und nicht selten aß er, wie Rousseau, nur wenn ihn hungerte, nicht wenn's Zeit war. Es kommen eine Menge Einfälle in der Geschichte seiner Lebensordnung vor. Das Paradoxe ist ihm dießfalls oft besser als das Geregelte bekommen, und dem Geschrei, daß er sich damit verderbe, trug er nie Rechnung. In der Gesellschaft wollte er, wie

überall, bloß Mensch sein; sie war ihm der Lebensmarkt, auf welchem er mancherlei schauen und hinwieder sich mittheilen wollte. Beides mußte ohne steife Formen geschehen können, wenn es ihn freuen sollte. Er konnte, um zu ergötzen, selbst in's Lustige, z. B. zu Repräsentationen übergehen und hatte das seltene Glück, sich dabei nie, was doch auch ernsthaften Männern begegnen kann, in Ungebühr zu verlieren und wegzuwerfen. Eben weil er in ungewöhnlichem Grade immer und überall Er war, konnte er sich eher als mancher Andere auch zuweilen gehen lassen. Darum ward ihm auch nachgesehen, was man keinem andern seiner Standesbrüder würde verziehen haben. Er war auch der Erste aus ihnen, der sich in der Kleidung dem gewöhnlichen Bürger fast gleich stellte. Sein größtes Behagen in Gesellschaft war ein leicht sich bewegendes, manchfaltiges Gespräch, bei dem er immer zwischenein in eine größere Gedankentiefe tauchte. Wurden die Geister um ihn her dabei angeregt und in Umtrieb gebracht, dann

überfloß oft sein ganzes Wesen in geistreicher Mittheilung. Zur Abwechslung liebte er auch strengere und anhaltendere Erörterung, wobei es aber für ihn zu opponiren geben mußte. Da pflegte er dann allem Scharfsinn aufzubieten und ließ sich, obschon ein leidenschaftliches Streiten ihm gegenüber kaum möglich wurde, nicht leicht beigehen, den Kampfplatz zu räumen. Weil es ihn übrigens nichts kostete, beinahe allerorten, wo er war, der Geistreichste zu sein, und nichts kostete, auch wieder ganz nachlässig, wenn nichts für ihn erhältlich war, mit den Andern im gewöhnlichen Geleise sich eine Weile fortzuschieben, blieb er immer auch als der Ueberlegene wohl gelitten. Er ließ eigentlich gar nichts an sich kommen, was er nicht wollte, und behauptete sich mit eiserner Unentweglichkeit auf dem einmal eingenommenen Standpuncte; es gibt aber gewiß Wenige, bei denen — Unlauterkeit und unedle Geschmeidigkeit ausgeschlossen — dieses für die Menge so unmerkbar bleibt, als es bei ihm war. Von allen den kleinen Kunstgriffen sich in der

Gesellschaft für den Augenblick beliebt zu machen, oder Andere auszustechen, war bei ihm nichts zu finden, theils aus Natürlichkeit und Humanität, theils weil er, um seinen schönen Theil zu gelten, dergleichen nicht bedurfte. Bei abgemessenen Leuten hingegen, die ihm durch ihren Rang von älterem Datum, oder durch besondere Vorzüge ebenfalls in Gegenwart Anderer imponiren konnten, war ihm, wenn sie dieses zu benutzen beflissen waren, unwohl; er ward einsylbig und zog sich in sich selbst zurück.

Als geschickter Lehrer also und als geistreicher Gesellschafter machte er sich seinen Mitbürgern zuerst bekannt. Bald auch und immer mehr galt er als Inhaber von gar mancherlei Kenntnissen und eines großen Geschickes und eben so großer Neigung, dieselben gemeinnützig zu machen. Bei dem größten Theile des Publicums seiner Vaterstadt war er als der Gelehrteste auf weit herum angesehen. Auf Gründlichkeit und Vollständigkeit ging er jedoch nie aus; hatte irgend ein Gegenstand des

Wissens in seiner Anschauung die ihm zusagende Reife und Vollständigkeit erreicht, so schloß er einsweilen damit ab und ging auf ein Anderes über. So war seine Entwicklung ein unermüdetes Rennen durch einen Irrgarten, nur daß er auf Stellen, die ihm die wichtigsten waren, am öftersten und liebsten weilte. In der Entwicklung war er noch immer begriffen. Er mußte noch mehr Stoff sammeln und verarbeiten und noch mehr Kraft gewinnen, um seiner Bestimmung genügen zu können. Alles, was er brauchen sollte, mußte durch sein Wesen hindurchgehen, und konnte erst, nachdem es ganz seine Sache geworden war, von ihm mitgetheilt werden. In wie ungewöhnlichem Maße dieß bei ihm statt hatte, ist daraus ersichtlich, daß er sogar, wenn etwas ihm fremdes Geschichtliches zu schreiben war, die Bücher nicht vor sich legte, sondern etwas über den Gegenstand las, es in sich ruhen ließ und dann aus seiner Auffassung — man kann nicht sagen, bloß aus dem Gedächtniß — niederschrieb.

In einzelnen Aeußerungen trat er jetzt schon im Gefühle seiner Lebensaufgabe in's Publicum. Er fing an, den Winter über wöchentliche Vorträge über Naturgeschichte und Naturlehre zu halten für Jedermann, wer Lust hatte, sich darin belehren zu lassen. Reichliche Anschauungen machten sie noch interessanter. Ihn ergriff die ungünstige Lage der Waisenkinder im Bürgerspitale, und er ergriff sie und brachte sie im Wochenblatte, Anfechtung nicht achtend, zu lebhafter Besprechung. Wirksam war seine bald hernach gehaltene Steuerpredigt, der Vorläufer unzähliger anderer Empfehlungsworte, die er in jeder Form und für jeden wohlthätigen Zweck in seine Umgebung ausstreute.

Im Februar **1813** wurde der eine Pfarrer zu Sanct-Leonhard zum vierten Stadtpfarrer erhoben, am 25. Februar Scheitlin an dessen Stelle nach Sanct-Leonhard bestellt. Hier hatte er je den einen Sonntag am Vormittag, den andern am Nachmittag, je in der zweiten Woche auch am Mittwoch zu predigen, dazwischen auch

etwa, doch selten, eine Trauungs= oder Leichenrede zu halten. Die Diakonsstelle in der Stadt konnte damit nicht bestehen. Seelsorge und Jugendunterricht kam den Stadtpfarrern zu. Sanct=Leonhard war in bloßem Filialverhältniß. Gleichwohl eröffnete sich mit dieser Stelle für ihn ein weiterer Kreis der Geltung und Wirksamkeit. Er erwarmte zum ernsten und lebendigen Predigen, und seine reiche Canzelspende zog bald einen bedeutenden Theil des Kirchenpublicums an sich und bildete ihn zum Verstehen und Liebhaben seiner Weise. Wir haben von dieser bereits gesagt, daß sie eine sehr freie gewesen. Man findet zwar in seinen handschriftlichen Predigten überall Eintheilungen, oft ziemlich vielfach gegliederte; beim Hören aber traten sie nicht sehr merklich hervor, sondern der Zuhörer fand sich eher an einer Reihe von Gemälden vorübergeführt, deren jedes freilich einen Gedanken aussprach, einen Gedanken, der mit seinem Vor= und Nachgänger in Verbindung stand. Die Uebergänge waren oft kaum wahrzunehmen. Ge=

wöhnlich schrieb er für seine Predigt gedrängt einen halben Bogen voll, prägte sich dieses einigermaßen ein, dachte es nachher frei durch und betrat so ausgerüstet die Canzel. Für Wochenpredigten pflegte er nur Plane mit Eingängen zu schreiben. Sein Auftreten war außerordentlich ernst; sein Vortrag, Athmens halber, etwas mühsam, jedoch seiner eben so scharfen als angenehmen Stimme wegen, die zudem etwas Feierliches hatte, und um seiner durchaus natürlichen und freien Betonung willen, sehr ansprechend. Man vergaß über dem Hören, daß der Prediger durchaus keine Bewegung machte. Sein Wort selbst war so vielgestaltig und vielfarbig, daß die Geberdensprache ihm wohl eher geschadet haben würde. Es war voll Anschaulichkeiten, obschon ohne künstliche Beziehungen, Rhythmus oder Parallelismus, ja ohne alles das, was in Lehrbüchern als rednerische Figur aufgeführt wird. Seine Bilder waren mehr Anschauung als künstliche Blumen; es waren Citate aus allen Gebieten des Lebens. Er durfte auch da sich

mehr erlauben als ein Anderer, weil solche Hindeutungen bei ihm als natürlich nothwendig und mit dem wesentlichen Inhalt seiner Predigt als geeinigt erschienen. Seine Eingänge zumal waren oft eigene Skizzen, zuweilen Parabeln. Was predigte er aber eigentlich? Er selbst nannte einmal seine Predigtweise idealistischen Rationalismus; wir würden sie reinen Humanismus, vom Bibelgeiste getragen, nennen. Er scheute kein Bibelwort; ja er liebte jedes mehr und minder, und das stärkste war ihm oft das nächste — aber er predigte keine kirchlich gefaßte Bibellehre; ihm mußte auch da alles vermenschlicht sein. Sein Rationalismus war gläubig, und sein Glaube hob sich, wenn er als Kirchenmann zu sprechen hatte. Es ging ihm da wie überall: er wurde von der größern und allgemeinern Macht außer ihm ergriffen, jedoch nicht so, daß der Zustand ein durch sein eigenes Wesen und Bewußtsein bedingter blieb. Scheitlin, der Prediger, war ein glaubender und frommer Scheitlin; ein unfrommer war er freilich auch sonst nie be=

stimmt, wohl aber etwa ein zweifelnder. Die Negationen ergriffen ihn oft scharf, doch nie überwältigend; entweder bezwang er sie, oder er entriß sich ihnen. Laute aus diesen Verneinungen und ihrem Wehgefühle tönten zuweilen auch in seinen Predigten durch, doch weniger als persönliche, mehr als allgemeine gefaßt. In Nothzeiten z.B. konnte er selbst mit Gott zu rechten scheinen, erschreckte aber damit seine Zuhörer nie, und noch weniger schadete er ihnen; denn jedes Mal war die kräftigste Antwort bereit. Er erhielt seine Predigtbesucher immer in einer, sich wie von selbst verstehenden Gläubigkeit, und Viele glaubten ein gut Theil sogar, ohne es zu merken, um seinetwillen. Hätte der Rationalismus immer solche Prediger gehabt, er würde sich in der öffentlichen Meinung nicht so herabgesetzt haben; denn wahrlich von einem Scheitlin hatte man, weit mehr als bei manchem orthodoxen Prediger, das Gefühl, das in jenem Worte ligt: Ich glaube, darum rede ich. Wenn namentlich jene Richtung durch manche ihrer

Vertreter gerade damit so schädlich wirkte, daß alle Weltlichkeiten auf der Canzel und zwar eben weltlich verhandelt wurden, so war das zwar bei Scheitlin auch so, daß er Ereignisse und Zustände der Gegenwart besprach, indem er ihrem Eindrucke selbst gewissermaßen unterlegen war; aber er nahm sie nur auf die Canzel, um sie da religios zu er- und verklären, ihren Eindruck für Alle zu heiligen und wesentlich fruchtbar zu machen. Darum stießen sich nur noch etwa Fremde, die Einheimischen nicht mehr, an dieser Weise. Ueberhaupt war seine Zuhörerschaft eigentlich eine Schule; wer zu ihr gehörte, konnte sich in den gewöhnlichen Predigtton nicht mehr finden. Manche waren durch keine Witterung mehr vom Besuche seiner Vorträge abzuhalten. Nur die streng Altkirchlichen, die es mit bestimmtem dogmatischem Bewußtsein waren, und Einige aus Zinzendorfs und Lavaters Schule waren seine erklärten kirchlichen Widersacher, auch selbst von diesen jedoch Mancher ihm daneben als dem Menschen hold.

Im Jahre 18 . . war er der literarischen Gesellschaft beigetreten. Ihr widmete er, so wie der Bibliothekgesellschaft, der er schon seit 1805 angehörte, zuweilen Vorlesungen. Doch waren beide ihm etwas zu steifen Wesens. Er ergötzte sich mehr an der Singgesellschaft, der muntern, traulich-bürgerlichen — seit 1812 Mitglied, seit 1813 Actuar, später auch Cassier derselben. Im Jahre 181 . trat er auch der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher bei. Aber noch fehlte ihm ein Verein, in welchem eine Anzahl seiniger Leute sich zu allgemeiner wissenschaftlicher Unterhaltung Hand böten, Pfleger der Wissenschaft in humanem bürgerlichem Sinne und Streben sein wollten. Mit einigen Freunden stiftete er allsogleich diesen wissenschaftlichen Verein, eine Gesellschaft, wo reine Freude am nützlich Belehrenden, fast ohne alle Statuten Alle zusammenhalten sollte. Am 20. Juli 1815 war die erste Versammlung. Diese hat ihn zu des neuen Vereins Präsidenten gewählt und er selbst sich zugleich zu dessen Seele erklärt. Kaum wird er in

irgend einem andern Kreise, dem er angehörte, seinen eigenen Sinn in solchem Grade wie hier dem Ganzen haben einhauchen können, weil kaum ein Anderer in gleichem Maße ihm zusagte. Man darf sagen, daß die einfache Traulichkeit, die selten getrübte Treuherzigkeit, die in dieser Gesellschaft immerdar waltete, dem Ideal einer Menschengesellschaft wenigstens nahe kam. Auch die Regsamkeit für ihren Zweck war bedeutend, wenn man in Anschlag nimmt, daß bei den meisten arbeitenden Mitgliedern ihre Leistungen nur aus der Anwendung spärlicher Mußestunden hervorgehen konnten. Einige Jahrzehende hindurch gehörte es zu den seltenen Fällen, daß in den im Winter wöchentlichen, im Sommer vierzehntäglichen Versammlungen andere als eigene Arbeiten mitgetheilt wurden; und doch war jeder Beitrag freiwillig. Alles belebte sich fast einzig an des Vorstehers Beispiel, der denn freilich in dreiunddreißig Jahren über zweihundert Vorlesungen in diesem Verein gegeben. Dieser erhielt denn auch bald in der Vater-

stadt Anerkennung, und zuweilen sind die Anregungen zu verschiedenem Gemeinnützigen für St. Gallen, die er von Zeit zu Zeit sich erlaubte, mit geneigtem Sinn aufgenommen worden. Die Mitglieder des Vereins selbst thaten aber vollends, was er wollte, vermuthlich weil er geschickt zu wollen wußte. Er herrschte, weil er sich von Herrschersinn frei halten konnte, nur durch den Willen der Regierten zu gelten begehrte. Uebrigens trat es auch da entscheidend hervor, wie sehr ihm Weckung und Belebung feinerer, edlerer Humanität das Erste und das wissenschaftliche Element nur Mittel zu diesem Zwecke war. Daher ergab es sich, daß Mitglieder, die den Verein zu strengerer Wissenschaftlichkeit zu bringen sich bemühten, ihre Rechnung nicht fanden und gewöhnlich bald wieder austraten.

Bald rief ihn eine neue Erscheinung in unserem öffentlichen Leben zur Entwicklung einer neuen Art von Thätigkeit. Der Sommer des Jahres 1816 hatte eine schon im gleichen Jahre einbrechende Volksnoth zur

Folge. Schon einige Jahre zuvor war Scheitlin mit einer Aufforderung zur Krankenunterstützung vor das Publicum getreten. Jetzt war er eines der ersten Mitglieder der neu erwachten Hilfsgesellschaft und bald das Factotum der Austheilungscommission und der sogenannten geheimen Commission derselben. Ja, er wurde in eigener Person ein Hilfsverein, zog überall Hilfskräfte an sich, um ihre Gaben möglichst nützlich vertheilen zu können. Erst predigte er über die Noth im Glarnerlande, erhielt sogleich Leistungen an Geld und Kleidungsstücken, und reisete mit diesen im November in das arme Bergthal hinein. Dann besuchte er auf ähnliche Weise unsere nähern Umgebungen. Die anziehende Schrift: „Meine Armenreisen", zwar erst in 1820 erschienen, ist ein treues Gemälde seiner einläßlichen Verbindung mit dem großen Landesunglück. Mehrmals waren in jener Zeit seine Predigten fast bloße Schilderungen der Tagesnothgeschichte. Von da an war und blieb er ein Armenvater. Wie viel er aber auf diesem Felde that, man

bemerkte doch nicht, daß Anderem, was er zu thun hatte, damit ein Abbruch geschah; er konnte damals fast alles, was er wollte, zugleich thun.

Darum zeigen freilich die folgenden Jahre immer steigende Ansprüche und Leistungen. Die Zeit der Ehrenstellen war nun für ihn eingetreten. Von 1816 bis 1820 ward er nacheinander und blieb dann gleichzeitig Mitglied des evangelischen Kirchenrathes des Cantons, Mitglied der Stadtkirchenvorsteherschaft, später auch Actuar derselben, Mitglied der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, so wie einer ähnlichen für die Cantone Appenzell und St. Gallen, Vicevorsteher der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft und Registrator an der Stadtbibliothek. Wo er aber so hingestellt wurde, erfuhr man mehr oder minder, daß er nirgends bloß der Ehre wegen sein wollte. In der naturwissenschaftlichen Gesellschaft namentlich hat er in den ersten Jahren förderliche Beiträge, zumal im Fache der Thierseelenkunde geliefert. Der all-

gemeinen schweizerischen gehörte er seit **1817** an. Die Weise, das Publicum durch öffentliche Vorträge zu belehren, nahm er auch von Zeit zu Zeit wieder zur Hand. Einmal gab er auch eine Vorlesung über den Aufenthalt der Freifrau von Krudener in unsern Gegenden, und bald hernach trat er in einer Flugschrift einem ihrer hiesigen Anhänger, die übrigens mit zu viel Feierlichkeit zur Verantwortung gezogen wurden, entgegen. Es war aber nicht seine Sache, sich mit Leuten dieser Richtung sehr tief einzulassen. Das Theologische zog ihn überhaupt nur dann besonders an, wenn es im gesellschaftlichen Leben in bedeutenderer Erscheinung hervortrat. So, als der Zeitpunct der Gedächtnißfeier der schweizerischen Reformation nahete. Da fing er über die Reformation zu predigen an. Eine Folge davon war unter andern, daß ihm die Stadtkirchenvorsteherschaft die Abfassung eines Volksschriftchens „Leitfaden der Kirchengeschichte" auftrug, mit Umgehung des Professors der Theologie, dem

dieß bei dem Bewußtsein, daß er würde schulgerechter geschrieben haben, wehe that. Allein Scheitlin war eben allenthalben mit Lust und Liebe und mit beispielloser Leichtigkeit zur Hand, und wenn auch hin und wieder eine Leistung flüchtiger ausfiel, als es hätte sein sollen, so konnte man doch nie klagen, daß nicht immer mit verhältnißmäßig viel Geist und Geschick gearbeitet war. Sehr bedenklich war er freilich niemals, etwas sich als Gegenstand seiner Thätigkeit anzueignen, sobald es für ihn den Reiz des Angenehmen oder Nützlichen, am liebsten von beiden zugleich hatte. Er gab, was er geben konnte und kam damit auch im ungünstigsten Falle meistens weiter als so Mancher, der lieber nichts für einen gegebenen Anlaß, als es nicht ganz zu eigener Befriedigung thun wollte. So erfuhr er immer mehr, daß ihn weder sein Geist, noch das Leben je ganz im Stiche ließen, und so war er meist auch gerne gesehen, wo er nicht eben mit ganzer Theilnahme war. Dieß Letztere konnte selbst in Sitzungen der Fall sein,

wo er sehr oft, wenn ihn die Berathung nicht ansprach oder nicht genug beschäftigte, Briefe schrieb oder an Vorlesungen arbeitete. Er hatte sich angewöhnt, im Wohnzimmer der Seinigen zu schreiben; nur für das Gedankensammeln war er zuweilen gern allein. Oft auch bat er Eintretende um ein Weilchen Geduld, damit ihm Gedanken, die ihm so eben noch in die Feder fließen wollten, nicht entwischen mögten. Nicht leicht aber ging er allein und niemals lesend oder memorirend spazieren. Dieß mußte für ihn Erholung sein, und darum pflegte er gewöhnlich Jemanden zu leichter Unterhaltung mitzunehmen, der dann freilich nur für ihn da sein mußte. Traf man ihn je allein im Freien oder an einem abgelegenen Erholungsorte, so war anzunehmen, daß er von Etwas tief ergriffen sei, Etwas mit sich durchzukämpfen hatte. Still in sich gekehrt saß er auch zuweilen unter den Seinigen, unter denen er überhaupt sehr zwanglos für sich hin lebte, obgleich er sich andere Male mit ihnen herzlich abgab und nur in

ihrem Genuß zu leben und zu weben schien. Seine Familienspaziergänge waren hohe Freudenfeste. Mit Freunden pflegte er regelmäßig Erholungsabende zu halten.

So lebte er ein schönes Leben — den Seinigen, den Freundes- und Gesellschaftskreisen, dem doppelten Amte und durch alles dieses sich selbst — ein Leben, in welches sich nur selten ein Schatten mischte. Von Unfällen war er seit Jahren frei geblieben. Der Tod mehrer ihm Naher war es allein, was ihm jetzt in kurzen Pausen Betrübniß brachte. Nach dem Tode einer Schwester im Winter 1818 folgte im Mai derjenige seines achtundsiebzigjährigen Vaters, den er stets in großen Ehren gehalten hatte; im gleichen Monat schied unerwartet Erzieher Enggwiler, ein Kernmann, der, ihm von seiner Studienzeit her befreundet, unter allen seinen Freunden ihm am nächsten gestanden. Im nämlichen Jahre starb abermals eine Schwester und im folgenden sein ältester Bruder, beide unter nicht heitern Umständen. Sein eigenes Haus blühete indessen

noch unversehrt. Aber am . . Juli holte ein Eilbote ihn aus dem Weißbade, weil sein jüngster Sohn, das zweitletzte seiner acht Kinder, ein sinniger, fast sechsjähriger Knabe, sterbendkrank sei. Inner seiner Hausthüre traf ihn die Kunde: er ist schon gestorben. Da brauchte es Zeit, bis er hinaufzusteigen sich entschließen konnte. Die Wunde war tief und wollte kaum heilen. Sein Schmerz zuckte durch seine Predigten und seinen ganzen Umgang hindurch. Außerdem würde wohl kaum eine andere Zeit seines Lebens die jetzige übertroffen haben, wenn es wahr ist, daß der Mensch nie glücklicher lebt, als wenn er allernächst am Höhenpuncte seiner Bahn angelangt ist. Was ihm zur Vollendung noch fehlt, hält auch Neid und Gefahr noch mehr von ihm ab, und er darf sein Glück nicht mit einer zu harten Anstrengung und einem stäten Vertheidigungskampfe bezahlen. In vieler Rücksicht schon der Erste, Beliebteste, Wirksamste, der, dem das Leben am ergiebigsten zur Hand kommt, hat er doch noch eine Stufe vor sich, die ihm

entgehen kann, deren Kosten er aber noch nicht bestreiten muß. Er ist ein Werdender, mit reichem Genusse dessen, was er und was ihm schon geworden ist; und was ihm jetzt dargebracht wird von allen Seiten, ist sicher ein reineres Gut als der Tribut, den er zu erwarten hat, wenn er einmal der normale Tributherr in seinen Kreisen ist. Gewiß das Schönste: vom Leben viel zu beziehen, noch mehr bei ihm zu Buche zu stehen und unter lauter Beweisen zu leben, daß auch dieses nicht zurückbleiben wird. So unser Scheitlin; er stand vor seiner Welt als vor einer Schatzkammer, und in seiner Hand war die stets bewegte Wünschelruthe. Er hatte nun sein vierzigstes Jahr erreicht.

Zu Ende des Jahres 1821 erledigte durch seinen Hinschied Antistes Scherer die erste Stadtpfarrerstelle. Seine zwei ihm zunächst stehenden Collegen rückten vor. In die dritte Stelle aber wurde, mit Uebergehung des bisherigen vierten Stadtpfarrers, unser Scheitlin gesetzt. Diese Wahl ergriff ihn tief; er stellte

von Stund an größere Forderungen an sein Predigen, und bekannte dieses, was er sonst nicht bald that, seinen Freunden. Zugleich machte Dräsecke's Weise gerade damals besondern Eindruck auf ihn. Am . . . . . verließ er seine bisherige Canzel und trat bald nachher in zwei Antrittspredigten in den beiden Stadtkirchen auf. Damit wollte er aber auch seiner bisherigen Predigtweise den Abschied gegeben haben, indem er nicht nur seine Predigten wieder vollständiger schrieb, sondern sie auch streng zu memoriren begann. Auch erging er sich noch mehr als bisher in ungewohnten Thematen, unter die er auch kühne Einwürfe und scharfe Widersprüche aufzunehmen nicht anstand. Dieses und der humoristische Ton seiner Predigtweise fiel in den Stadtkirchen um so mehr auf, als sich hier vornämlich der ältere Theil der Kirchgänger einzufinden pflegte. Er aber blieb bei seiner Ueberzeugung, die er vor der Prosynode im Jahre 1822 aussprach, daß die Predigt, um unsere Zeit neu anzusprechen, von ihrer schul-

gerechten Form befreit, in mehr Einfachheit und Natürlichkeit auftreten müsse. Bald ergab es sich doch, daß er auch um seine Stadcanzeln die meisten Zuhörer versammle *). Allein sein Stern als Prediger sollte unerwartet früh und schnell erbleichen. Der Schwindel, der ihn schon seit Jahren auf der Canzel geplagt hatte, wurde durch die größere Anstrengung peinlich vermehrt. Oft ergriff ihn nun, mitunter erst nahe vor der Stunde des Auftretens, eine unüberwindliche Angst, und bald theilte er das Schicksal der meisten in dieser oder anderer Weise körperlich geplagten öffentlichen Redner, daß er bisweilen zu bald nachgab und sich auch dadurch den Muth noch mehr schwächte. Mit dem Frühjahr 1823 blieb er von der Canzel gänzlich weg. Gegen Ende des Jahres erbat er sich von Stadtrath

*) Von seinem Eifer für den Pfarrberuf zeugte auch die vornämlich von ihm ausgegangene Stiftung der appenzellisch-sanctgallischen Predigergesellschaft, im November, deren Präsident er wurde.

und Kirchenvorsteherschaft die Erlaubniß, sich ein Jahr lang durch einen Vicar vertreten lassen zu dürfen, während welcher Zeit er jedoch Predigtversuche zu machen gedenke. Es kam jedoch nur im folgenden Jahre zu einigen solchen, die ihn aber nicht befriedigten. Bald trat eine bedeutendere Störung seiner Gesundheit ein; es entwickelte sich ein allgemeines Nervenleiden und ein angegriffener Zustand des Kehlkopfes, sich in anhaltendem Husten äußernd. Ein zur Erholung bestimmter Aufenthalt vom August bis in den October in Trogen hatte ihn nicht wiederherzustellen vermogt. Er mußte auch für seine Lehrerstelle Aushilfe suchen. Diese wurde vom October 1824 bis zum Mai des folgenden Jahres von zwei Professoren des Gymnasiums geleistet.

Zu der Umgestaltung dieser Anstalt, die im Jahre 1823 zu Stande kam, hatte Scheitlin selbst durch sein, den alten Zustand rügendes Wort mit beigetragen. Eine Verbesserung der Anstalt, an der er selbst als Lehrer stand, des Collegiums, war durch die politischen Er=

eignisse und durch die Theurung zurückgehalten worden. Scheitlin ahnte nicht, daß das reorganisirte Gymnasium nicht nur diese Verbesserung für immer hindern, sondern endlich das zu Verbessernde selbst aufheben werde. Eben so wenig ahnte er den Einfluß, den die Kräfte, die für jene neu aufblühende Anstalt gewonnen wurden, allmälig in sein eigenes Schicksal und Wirken erlangen oder sich geben werden. Er kannte, bei allem Scharfsinn, das Leben von Seite der Entwicklung des Objectiven durch subjective Eroberungsthätigkeit noch wenig, da dieß eben nicht seine eigene Lebensweise war, ihm nicht nahe ligend um seines natürlichen Edelsinnes willen und weil er, sein Glück sich zu erlisten und zu erzwingen bisher nicht nöthig gehabt hatte. Die harte Lehre, die er von dieser Seite her erhielt, rief allerdings Veränderungen in seinem innern Leben hervor; sie schwächte seinen natürlichen Glauben an das Leben und an die Menschen; sie trieb ihn mehr in und auf sich selbst zurück; sie zwang ihn, wider seine Neigung, zu etwel-

cher Beobachtung jener Klugheit, die als der Hauptvorzug eines Menschen gegenwärtiger Zeit und deren Mangel Vielen als die größte Sünde gilt; aber sie vermogte seinen Grundcharakter doch nicht zu erniedrigen, und nie würde auch der genaueste Beobachter über ihn das sonderbare Wort haben schreiben können: „N. N. ist ein Mensch mit der Seele und den Manieren eines Baurenadvokaten oder Dorfbarbiers", und eben so wenig Jemand ihn jemals, wenn auch im ungerecht übertreibenden Unmuth, „Intrigant und Pharisäer" gescholten haben. Man wird fühlen, daß dieses Zeugniß über ihn viel mehr zu bedeuten hat, als man in unserer klugen Zeit sich öffentlich zu gestehen pflegt.

Wenn man sich aus Scheitlins damaliger Zeit erinnert, wie manche Tropfen eines etwas bitter gewordenen Herzblutes über gewisse Erlebnisse in seine Mittheilungen, auch in briefliche, fielen, so mag man zwar sich aus näherer Kenntniß leicht vorstellen, daß seine wirklich nicht geringe Empfindlichkeit für Aner-

kennung und seine vieljährige Angewöhnung an letztere ihren Theil zu einer herbern Auffassung beigetragen haben wird; die Erinnerung aber daran, daß wirklich über sein Wesen und Thun damals eine Controle in Uebung kam, die einen scharfen Abstand zu der ihm bisher so freundlich entgegengekommenen Gesinnung machte, kann auch nicht verwischt werden. Krittelei über seine geistreichen Leistungen, wo es am Orte schien, selbst nicht ohne böotischen Spott, so wie die damals überhaupt freigebige Behauptung des Mangels an Fortschritt mit der Zeit mußten ihm um so weher thun, je weniger die Berechtigung von der Seite, woher solcherlei kam, sich erwiesen hatte. Warum hatte er sich bei Gelegenheit unvorsichtig gerühmt, in langer Zeit kein neues Buch über seine Fächer mehr gelesen zu haben? Gleichwohl hätte praktischer Sinn die Thatsache dem praktischen Sinne hingehen lassen mögen. Auch haben spätere Vorlesungen Schellins aus dem philosophischen, wie aus dem theologischen Gebiete gezeigt, daß jenes Nicht=

fortschreiten wirklich nach dem einheimischen Maßstabe hätte mit Stillschweigen übergangen werden dürfen.

Scheitlin sah allso, daß sein Leben Einbußen zu machen angefangen habe, deren Erfahrung ihn im Innersten ergreifen müsse. Er hatte mit Unzufriedenheit über sich selbst und über die ihn umgebende Welt zu kämpfen, und man konnte ihn sagen hören, daß er bald überflüssig sein werde. So war es auch nicht die Furcht vor seinem Kopfübel ganz allein, was die Neigung zu neuen Predigtversuchen bei ihm schwächte, sondern er pflegte seinen Freunden, die ihn zu denselben dringend aufforderten, zu bemerken, daß Erben seines genossenen Beifalles aufgetreten seien. Doch zwar erschien er im August und September 1825 wieder mehrmals auf der Canzel zu St. Leonhard, meistens von einem seiner Amtsbrüder begleitet, der sich für den Nothfall auch vorbereitet hatte. Bald aber wollte auch dieses Mittel nicht mehr hinreichen, ihn zum Auftreten zu bringen; er verabredete sich in dieser Weise,

wollte aber, wenn die Stunde gekommen war, nicht mitgehen. So blieb er für die Canzel verloren. Seither nämlich hatte er nur noch einige Trauungsreden gehalten, und etwa in Trauerhäusern und in Kranken- und Strafanstalten gepredigt. Doch besorgte er den Confirmandenunterricht, so oft ihn die Reihe traf, ja einige Male auch noch für einen kranken Amtsbruder, und die Zahl seiner Zöglinge für diesen Unterricht wurde bei ihm zuletzt größer als bei irgend einem seiner Vorgänger. Er gab darum in 1828 ein Communionsbuch für Confirmanden heraus, in welchem die einzelnen Betrachtungen den Hauptpuncten des Lehrganges angefügt erschienen. So viel ihm seine Gesundheitsumstände erlaubten, blieb er in allen übrigen Beziehungen thätig. So ward er in 1825 Vicepräsident der sanct-gallisch-appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft und in 1828 Mitglied, im nächsten Jahre Präsident des sanct-gallischen Künstlervereins. Er liebte als Psycholog und Erzieher und überhaupt mit seinem ganzen humanen Sinne

die bildende Kunst, obschon er in den Charakter ihrer verschiedenen Aufgaben nie tief eindrang und sich, wo es auf besonderes Urtheil ankam, an Andere halten mußte. Auf seinen Antrieb gab der wissenschaftliche Verein jährlich sich selbst und einer Anzahl von Bekannten eine kleine Ausstellung von Sehenswürdigem und in 1825 dem gesammten Publicum eine eigentliche Kunstausstellung, deren freilich noch wenig gesichteter Inhalt doch viel Theilnahme weckte und den ersten Anstoß zu den nachmaligen geregeltern Unternehmungen in diesem Fache, so wie zur Stiftung des Künstlervereins gab. Bei obigem Anlaße theilte Scheitlin der Schuljugend der Stadt eine von ihm verfaßte Flugschrift aus, den sanctgallischen berühmten Bürger Prediger Zollikofer in Leipzig darstellend. In gleicher Form gab nachher der wissenschaftliche Verein durch eine Reihe von Jahren sogenannte Neujahrsblätter heraus, deren Inhalt meist der Topographie des Cantons entnommen war. Scheitlin war einige Male der Verfasser. In 1826

begann er mit einem seiner jüngern Freunde populäre geschichtliche Unterhaltungen wöchentlich herauszugeben, ein Unternehmen, das Beifall fand, aber, als im Selbstverlag erscheinend, an seinem unbuchhändlerischen Betriebe nach einigen Jahren wieder untergehen mußte. Um die nämliche Zeit legte er für sich, unter dem Titel „biblisches Familienkleinod", eine Sammlung alles dessen an, was auf Kupfer, Holz und Stein im Fache der biblischen Darstellung von den ersten Zeiten der Stecherkunst bis auf die Gegenwart erschienen war, alles nach den technischen Rubriken geordnet und mit Commentaren von seiner Hand begleitet — ein Riesenwerk, das zu keiner auch nur annähernden Vollständigkeit gelangen konnte. Es sollte, nach seinem Sinne, aus demselben einst eine Geschichte der heiligen Kunstdarstellung hervorgehen.

Im Frühjahre von 1827 machte ein neuer heftiger Krankheitsanfall auch für seine Lehrerstelle wieder Aushilfe nothwendig. Diejenige für seine Predigerverrichtungen dauerte

inzwischen, bald durch ordentliche Vicariate, bald in reihenweisem Auftreten seiner meisten Amtsbrüder, immer fort. Gegen das Ende von 1828 erlitt er wieder einen heftigen, selbst für seine Denkkraft besorgt machenden Nervenzufall. Aber gleich erhob er sich aus solchen Zuständen wieder zu seiner Thätigkeit, die alles ergriff, woran sie etwas Gemeinnützliches oder doch Freude machendes anknüpfen konnte. So gab er mit einem jüngern Freunde im Winter 1828 auf 1829 Vorlesungen über Physiognomik, Mimik und Verwandtes. Dann schrieb er ein angenehm belehrendes Büchlein über Lebensdauer und Alter, nach dem Hinschiede des damaligen ältesten Stadtbürgers, so über das Heinrichsbad, dem er viel Aufmerksamkeit zuwandte; so hielt er seinen Altersgenossen bei ihrer Fünfzigerfeier ein sehr lebendiges Gemälde ihres ganzen Wesens vor. Dem wissenschaftlichen Vereine fing er damals an, sein Leben zu erzählen, und er äußerte bei dieser Gelegenheit die Hoffnung, noch ein schönes Jahrzehend des Wirkens vor sich zu

haben; er hatte wieder den Muth gefaßt, sich ein „Glück auf“ zuzurufen. Zum Jubelfeste kamen ihm rührende Beweise vielfältig gebliebener Anerkennung und Dankbarkeit entgegen. Im nächsten Jahre feierten seine Studiosen ihn für das, was er in 25 Jahren an 184 Schülern geleistet. Oeffentliche Feier seiner Verdienste zu erwarten, stieg nicht in seinem Sinne auf; er lebte anspruchlos genug inner den Mauern eines Ortes, der von jeher ein stilles, prunkloses Wesen gezeigt hat. Was ihm aber dargebracht wurde, nahm er gerne an, um so mehr, seit ihm auch das Gebührende zuweilen vorenthalten wurde. Bei huldigendem Entgegenkommen ließ er sich wohl auch etwa täuschen und zu Duldung oder gar Anerkennung von Persönlichkeiten bringen, die dessen nicht werth waren. Dazu trug sein Wohlwollen und seine humane Voraussetzung, dem eigenen Sinn entnommen, auch viel bei. Sittlich verwerflicher Thatsache aber hat er sich nie im Geringsten nachgiebig erzeigt. Der Mensch konnte ihn täuschen, sein Werk mußte

ihn oft wieder enttäuschen. Wer seine gute Meinung einmal ganz verscherzt hatte, gewann sie schwerlich wieder.

Neue Anerkennung ward ihm dadurch, daß der Repräsentant einer der Familien, die vormals das Gymnasium gestiftet, ihn an seine Stelle in den Schulrath der Stadt wählte, eine Behörde, die bis in's Jahr 1836 noch ihre alte, zum Theil patricische Zusammensetzung behauptete. Die Stelle hätte ihm eine der liebsten werden müssen, wenn sich nicht bald nachher die Kämpfe um Fortbestand oder Aufhebung des Collegiums, an welchem er als Professor stand, erhoben hätten, Kämpfe, die zu erst nur literarisch gefochten wurden, woran seine Feder auch lebhaften Antheil nahm, die aber bald die Behörde selbst so ergriffen, daß er sie den Kriegsrath zu nennen pflegte.

Im gleichen Jahre, 1830, ward ihm der Vorsitz bei der ältesten bürgerlichen Wittwencasse übertragen, und in 1832 derjenige der alten Singgesellschaft. Beiden weihete er literarische Denkmale, der letztern namentlich eine

Reihe von humoristischen Vorlesungen, womit er so sinnig als freundlich die zahlreich vom Mittelstande besuchte Gesellschaft seit manchen Jahren ergötzt und belebt hatte. Dieß Büchlein läßt ihn uns ganz als den Gesellschafter vom besten Geiste schauen. Der Vaterstadt aber hatte er das Andenken an das im Januar **1830** ausgebrochene Brandunglück schriftlich aufbewahrt. Sein eigenes bescheidenes Haus, aus dessen Fenstern er so manchmal nächtlich auf den Gottesacker herabgeschaut hatte, war vom Feuer sehr bedroht worden. Es blieb aber, um acht Jahre hernach der fast an gleicher Stelle abermals ausbrechenden Flamme doch noch zur Beute zu werden. Im erstern Brande war wenigstens beim eiligen Flüchten ein großer Theil einer Lieblingshandschrift zu Grunde gegangen. Sie war bestimmt gewesen, einst, noch gereifter, unter dem Titel „Gott, Jesus und die Menschheit“ veröffentlicht zu werden.

Inzwischen hielt auch die Kirche ihn immer fest. Sie ernannte ihn **1831**, als Stein=

müller Antistes des evangelischen Cantonstheils wurde, zu dessen Stellvertreter und das Capitel St. Gallen gab sich ihn im Herbste von 1833 zum Haupte, zum Decan, wozu er von nun an immer wieder gewählt wurde. Er wußte durch seine tiefen Vorträge dieses aus sehr verschiedenen, wenig durch Berufsgemeinschaft zusammengehaltenen Bestandtheilen componirte Capitel am Jahrestage doch jedesmal zum Geiste brüderlicher Einheit zu erheben. Einige Zeit vorher hatte er auch das Präsidium der Bibelgesellschaft übernommen.

Mittlerweile waren große Veränderungen in der evangelischen Kirchenverfassung des Cantons und der Stadt vorgenommen worden. In den Personen wurden der Kirchen- und der Erziehungsrath völlig getrennt. Die Stelle eines Mitgliedes des erstern verwandelte sich 1834 für ihn in eine im letztern. In der Stadt wurden einige alte Prediger auf Pension gesetzt, einige jüngere von ihren Stellen entlassen, die Zahl der Stellen sehr vermindert, diese selbst aber unter Verbesserung des

Soldes ganz vom Schuldienste, mit dem sie bisher meist verquickt gewesen, getrennt. Was indeß kaum bei einer andern Persönlichkeit statt gefunden haben würde, geschah hier: Scheitlin ward am 2. März von der Kirchgemeine, die sich jetzt zum erstenmale zur Ausübung ihres freien Pfarrwahlrechtes versammelte, zum ersten Stadtpfarrer und zum Präsidenten der Kirchenvorsteherschaft gewählt — er, der über zehen Jahre lang der Canzel ferne geblieben war. Freilich hatten erst noch am vorjährigen Osterfeste so viele Confirmanden als noch bei keinem seiner Vorgänger, nämlich 98, von ihm die Admission empfangen*). Er selbst übernahm die Predigten in der Krankenstube des Spitals, die matrimoniellen und andern Geschäfte. Im Vermitteln von Ehestreitfällen war er besonders glücklich. Bald ward ihm auch vom Schulrathe der Religionsunterricht am

*) Für die Canzel bot sich ihm, nachdem er vergeblich, einen Vicar zu suchen, einen Theil der Schweiz bereiset hatte, endlich ein Candidat aus Sachsen dar.

Gymnasium übertragen. Seine Professur aber und mit ihr der noch bestehende Ueberrest des Collegiums war bei dieser Gelegenheit aufgehoben worden.

Anfangs Juni ernannte der evangelische große Rath ihn zum Präsidenten des Erziehungsrathes. Sogleich warf sich ein öffentliches Blatt zu bitterm Tadel dieser Wahl auf, behauptend, durch sein Präsidium werden die Geschäfte leiden. Gewiß ist, daß unter seinen allzuvielen Arbeiten und Stellen hie und da etwas zurückblieb, auch daß er in Behörden zuweilen etwas breit wurde. Behördenstellen waren ihm auch nur um der gelegentlichen Möglichkeit willen, etwas nach seinem Sinne wirken zu können und um der Ehre willen lieb; ihr Mechanismus ließ ihn oft in sich selbst zurücksinken. Doch würde diese Stelle ihn wahrscheinlich mehr als manche andere angesprochen haben. Nun aber, von dem wirklich scharfen Angriffe schmerzlich berührt, legte er jenes Präsidium sogleich nieder, ebenso dasjenige der Kirchenvorsteherschaft und die

ihm von der Schulgenossengemeine übertragene Stelle im Schulrath. Die Zeit der Complimente mit solchen, die Stellen niederlegten, war vorüber, zumal da die Thürsteher sich den Wählenden oft sichtbar genug machten. Scheitlins Unmuth ward ihm für Schwäche angerechnet und in diesem Sinne benutzt. Er gestand um jene Zeit selbst, daß Humoristen mehr Talent als Kraft haben. Im Erziehungsrathe blieb er übrigens und hat in spätern Jahren in ihm und seiner stehenden Commission gerne gearbeitet. Bald auch ward er dem theologischen Examinationscollegium beigeordnet, in welchem er früher schon lange als Professor gesessen.

Doch das Leben eines Menschen, der einen bestimmten innern Beruf hat, läßt sich nicht leicht sich selbst entfremden. Ihm winkte sein altes Verhältniß wieder. Die Professur der Philosophie am Gymnasium ward erledigt. Die Schüler baten den Schulrath, ihnen Scheitlin wiederzugeben. Dieser entsprach am 3. März 1835. Zwar kostete es den Gewählten noch

Kampf, aus dem kirchlichen Verhältnisse zu scheiden; doch gab er endlich diesem vier Wochen nachher den Abschied und zog wieder in seine liebe Schule ein. Eine öffentliche Aeußerung, daß er im Pfarramt unverdientes Brot esse, half nach. Man hatte seine Empfindlichkeit kennen und sie benutzen gelernt. Dem kirchlichen Gebiete blieb er nur soweit noch angehörig, daß er sich immer wieder zum Decan und in das Examinationscollegium, auch etwa in von der Synode bestellte Commissionen wählen ließ. Einige Jahre hernach gab er noch als Rückblick auf seine Predigerlaufbahn ein Bändchen Predigten heraus. Selten besuchte er mehr die gottesdienstlichen Versammlungen. In einer Vorlesung bei Anlaß der Kirchhofblumen sagte er: Die Theologen müssen unter noli me tangere gelegt werden.

Sein schlimmstes Jahrzehend war nun zurückgelegt; die Stürme hatten sich meist gelegt; eine friedliche Abendsonne fing ihm zu leuchten an. Die Störungen in seiner Gesundheit wurden weniger bedeutend. Die Haus-

vaterlast erleichterte sich durch die Versorgung seiner Kinder. Früher hatte er in dieser Stellung manches sich versagen, einzelnes, das er lieb hatte, wie z. B. einen artigen Apparat für physikalische Versuche, von sich thun müssen. Eines Gütchens auf dem Rosenberge, das er mehre Jahre besessen, hatte er sich entledigt. Die Einäscherung seines Häuschens im Mai 1838 konnte ihn nicht erdrücken. Bei bescheidenem Einkommen vermogte er doch zu bestehen und für die Gattin auf den Fall ihrer Verwitwung durch Beitritt zu allen inländischen Witwencassen zu sorgen. Der Politik blieb er, so weit es Mithandeln betroffen hätte, fremd; für ein Beamtenleben that er sich nicht um. Das Lehren ging ihm ohne Vorbereitung von statten. So gewann er Zeit, nach seiner Weise und seinen Wünschen zu leben. Er nahm die Naturgeschichte, obgleich sie nicht mehr zu seinem Lehramte gehörte, wieder vor, namentlich Mineralogie und Thierseelenkunde. Für ersteres Fach trat er sogar dem bündnerischen Bergwerksvereine bei, und auch später

noch ließ er sich viel Stein- und Erzwerk in's Haus senden, ordnete kleine instructive Sammlungen und trieb auch sonst mit der Sache einen, freilich nicht eigennützigen Handel. Für letzteres Fach brachte er, was er seit Jahrzehenden gelegentlich gesammelt, in Ordnung und rundete es endlich aus zu seiner in zwei Bänden gedruckten Thierseelenkunde — ein Werk, das einen Reichthum von, wenn auch ungleich scharf gesichteten, doch interessanten Materialien und von hellen Blicken in dieses dunkle Fach enthält. Der Pantheismus des Gemüths, der der eigentliche Grund aller seiner Anschauungen, oder vielmehr der Gestaltung ihrer Ergebnisse war, tritt auch hier als der Träger seiner Ideen hervor. Er siehet den Geist des Universums in der Thierwelt, und sein Schauen in sie ist begleitet von einer Art freudiger Theilnahme, als hätte er der ganzen Welt zu sagen: Du bist Geist ähnlich m e i n e m Geiste. Um dieselbe Zeit schrieb er auch sein tiefgefühltes Büchlein: Das Elend der Tellus — wo abermals das Gemüth es ist, was mit

dem Wissen von diesem Elende ringt und seinen Eindruck auf sich durch einen, sich zum Rathen und Sehen anstrengenden Glauben zu überwinden sucht. Alle solche Sachen sind, wenn ich so sagen darf, mit einer natürlichen Frömmigkeit geschrieben; in allen ringt das von den Anschauungen schmerzhaft ergriffene, aber ein letztes, höchstes Ziel von einem wahren Vollkommensein nie aus seiner Hoffnung aufgebende Herz. Es ist ganz wahr, daß Scheitlin das auf dem Naturwege suchte, was die Menschen sonst auf dem Wege der christlichen Dogmatik zu finden angewiesen scheinen. Gläubige von der gewöhnlichen Art haben ihm das immer zum Vorwurfe gemacht, dabei aber eben vergessen, daß er durch seine dafür so glücklich beschaffene Natur immer wieder dazu geleitet werden mußte. Daß er das Gesuchte nie genügend gefunden, hat er selbst oft bekannt; wie denn überhaupt in seinem Wesen auch eine verborgene Tiefe war, in die er selbst nicht gerne hinabblickte und nur selten sich darüber äußerte. Ein Anklang an Aeuße-

rungen dieser Art findet sich in seinen Armenreisen, S. 89, andere in einem spätern Schriftchen.

Auch mit dem größern Publicum der Vaterstadt blieb Scheitlin gerne noch in etwelcher Verbindung. Im Winter 1835 las er über Religion, Natur und Kunst einige liebliche, vieles beleuchtende Aufsätze. In 1837 gab er die Vorlesung: Drei Worte an den verewigten J. J. Steinmann, die gedruckt wurde.

Seiner Gesundheit mußte er von Zeit zu Zeit durch Reisen oder Badecuren nachhelfen. Früher war er einmal in Leuk gewesen, jedoch schon als durch die Reise genesen im Bade angelangt. Pfäfers besuchte er immer wieder, in 1840 über Basel und Karlsruhe das würtembergische Wildbad im Schwarzwalde. Solche Curen waren sein Leben; er wußte das und genoß sie mit einem Abandon im guten Sinne, den ihm wenige nachzumachen vermogt hätten. Sobald er die gute Wirkung zu spüren begann, hatte es die Gesellschaft mitzugenießen, indem er ihr bald durch Vorlesung, bald durch wohlaus-

gedachten gemeinschaftlichen Scherz große Unterhaltung verschaffte, damit die Leute an sich zog und sich selbst zugleich erquickte. Eine Reise über den Panixerpaß nach Bünden in 1835 hatte ihn belehrt, daß die Zeit für anstrengende Fußtouren für ihn vorüber sei. Ziemlich angegriffen langte er an der Tamina an. Er hatte freilich schon vor einigen Jahren Heimsuchungen vom Zipperlein erlitten. Später waren seine Erholungsorte nur noch Gonten und Weißbad. Spaziergänge aber machte er, so oft es sich thun ließ, und jetzt noch wie früher ließ er sich ungerne einen sehr schönen Nachmittag, wenn er Bewegung als Nothwendigkeit fühlte, durch Arbeit oder Sitzungen rauben. Die frühern Unachtsamkeiten aber bei solchen Anläßen, so wie überhaupt seine vormaligen, freilich unschuldigen Exzesse in der Diät blieben nun sorgsam vermieden. Wir wollen nicht unterlassen, hier gleich auch noch anzuführen, daß er selbst das Geld in diesen seinen höhern Jahren nicht mehr mit der alten Gleichgültigkeit angesehen hat, indem er seinem einen Sohne

einige Male mit Vergnügen von einem wieder zurückgelegten Sümmchen, das dieser freilich nicht groß fand, redete. Sonst, wenn früher jemand mit ihm in Rechnung stand, so konnte er, versteht sich bei unbedeutenden Verhältnissen, darauf zählen, daß er nicht leicht zu genauer Rechnung, sondern unversehens in Vor- oder Nachtheil kam.

Eine seiner bedeutendern Stellungen nahm er erst noch zu Anfang des Jahres **1838** ein, indem er sich das Präsidium des sanctgallischen Gewerbvereins übertragen ließ, zu dessen Ehrenmitglied er im vorhergehenden Jahre ernannt worden war. Schon frühe war ihm dieses Thema im wissenschaftlichen Vereine nahe gekommen, und er war der Redactor der von diesem im Jahre **1820** herausgegebenen Schrift gewesen: Der jetzige Zustand des Handwerksstandes der Stadt St. Gallen. In **1831** sprach der Verfassungsrath für den Canton die Gewerbsfreiheit aus, was in der Stadt viel Bedenken und Bedauern erregte. Ein Flugblatt sprach auch unsers Scheitlins Ansichten und

Wünsche hierüber aus. Durch seine Vorsteherstelle in der Hilfsgesellschaft ward er von der Seite der Armenbeobachtung oft wieder auf den Erwerbsschauplatz geführt. So kam es, daß er endlich die Seele, die Haupttriebfeder eines Vereins von Männern wurde, die sich's zum ernstlichen Geschäfte machten, in öftern Zusammenkünften Ideen und Rathschläge für die Hebung der Gewerbe zum Beßten des Bürgerstandes aufzufinden und zur Reife zu bringen. Dahin gehört auch, daß unser Scheitlin — es konnten nun ja auch auf diesem Gebiete wieder Viele „unser Scheitlin" sagen — die im Jahre 1839 von der gemeinnützigen Gesellschaft in Basel ausgeschriebene Preisaufgabe „über die Veredlung der Vergnügungen der arbeitenden Classen" beantwortete. Seine Abhandlung ward gekrönt, mit einer ihr verwandten gedruckt und günstig recensirt. In 184 . half er den Verein der Handwerksgesellen in St. Gallen stiften, oder vielmehr, er übernahm ihn aus der Hand Dr. Frommanns von Jena, der ihn gestiftet hatte, und wurde

belebender Vorstand desselben. Im April 1843 ward ihm nebst seinem Freunde Meyer, als thätigen Mitgliedern der hiesigen naturforschenden Gesellschaft, von dem Nationalinstitut für Beförderung der Wissenschaften in Washington das Diplom als correspondirendes Mitglied zu Theil.

Schon oben ist gesagt, daß sein Familienkreis sich nachgerade sehr verkleinert hatte. Im Herbste von 1842 jedoch ward er auf eine traurige Weise durch die Krankheit eines seiner Schwiegersöhne, des geschätzten Pfarrers Früh, vermehrt, der nach fruchtloser Badecur mit seiner Gattin Scheitlins Hausgenosse wurde, jedoch bald darauf in Herisau starb, wo er Pfarrer war. Auch ihm, wie so manchem Verewigten, hat Scheitlin ein literarisches Denkmal gesetzt. Kurz vorher war ein anderer junger Geistlicher, Pfeiffer von Cassel, durch Verheirathung mit der jüngsten Tochter in Scheitlins Familienkreis eingetreten — ein Mann, mit welchem ihm ein schönes Gemüth entgegengekommen ist. Sonst lebte Vater Scheit-

lin jetzt allein mit der gleichbetagten Hausfrau, der Tochter, Wittwe Früh, und deren zartem Knäblein. In diesem Kreise traf man ihn in den meisten Mußestunden am Schreibtische an.

Denn es erwiesen sich auch hier wieder zweierlei Dinge an ihm, einmal daß ein reger und stets sich übender Geist, körperliche unüberwindliche Mißstände abgerechnet, nicht in sich selbst verschrumpfen kann, sondern dem Alter zu trutz immer frei und regsam bleibt, dann aber freilich auch, daß Scheitlin in frühern Zeiten nur zu sorglos gelebt für sein Produciren, d. h. Zeit und Kraft zu wenig zusammengehalten hatte. Einige seiner frühern Gelegenheitsschriftchen hatten in dieser spätern Zeit, ihm selbst unerwartet, neue Auflagen erlebt. Sein dritter Sohn war mittlerweile mit Glück als Buchhändler aufgetreten. Die Aufforderung von dessen Seite mogte das äußere Weckmittel für ihn geworden sein, auf dem literarischen Felde noch etwas mehr zu thun. Einiger in die Theologie einschlagenden Schriften aus dieser Zeit ist bereits oben gedacht.

Doch zog ihn theils das Glück, was damals Pfarrer Steiger mit seinen Jugend- und Volksschriften zu machen anfing, theils und besonders aber eigene Neigung und Erfahrung und jene neueste Lebenstendenz in das gemeinnützige, zum Theil in das pädagogische Fach hinüber. Er schrieb seinen Agathon, den Führer durch's Leben für Jünglinge, in dieser Gattung wohl die glücklichste seiner Schriften, vielseitig mit großem Beifall aufgenommen. Es lag besonders sein ganzes väterliches Lehrergemüth und zum Theil sein eigenes Leben, d. h. das Ideal und die Idylle desselben, wie er Jünglingen zur Anschauung zu bringen war, in dem Buche, die Quintessenz seiner meisten Gedanken und Gefühle, wie er diese von jeher und immer gereifter in sich getragen und unzählige Mal in allen Formen an die Menschen und insbesondere an die Jugend ausgesprochen. Daß der Seelenbeobachter sich auch darin offenbarte, muß sich von selbst verstehe. Mit der zweiten Auflage des Werkleins folgt das Seitenstück, die Agathe, für Töchter

und etwas später Ida, für liebende Mütter. Er wußte wohl, was eine Mutter sein müsse, und hatte es schon früher den Frauen in der Singgesellschaft zum Antlitz an das Herz gelegt. Er fuhr fort in seinen Jugend- und Volksschriften, die als spätere Bändchen den Steiger'schen beigefügt wurden. „Pankraz Tobler" wurde umgearbeitet ebenfalls in die Sammlung aufgenommen. Dem James Clifford liegt eine kurze englische Volksnovelle zum Grunde *). Hier spielte vornämlich das Handwerksleben. Ueberall ist auch in diesen Schriften der Stoff durch des Verfassers eigenes Wesen hindurchgegangen. Unter bisweilen flüchtigem Style, zu dem wir als Halbbruder den von Leonhard Meister citiren möchten, gibt sich immer sein, obwohl eigenthümlich, doch sehr natürlich auffassender Sinn und sein vorzugsweise das Menschliche von seiner positiven Seite ergreifendes Gemüth, von ei-

---

*) Darum vielleicht tritt hier die Bibel als Heilmittel auf. Kritiker werden leicht bemerken, in wie weit der Stoff da bezwungen worden.

chem Humor und trefflichster Beobachtungsgabe umgeben, kund. Alles erscheint freilich **alla prima** gemalt, selten etwas überarbeitet. Seine Beweglichkeit war daran nicht allein schuld; es ist sehr die Frage, ob Ueberarbeitung bei ihm alles besser gemacht haben würde. Eben um dieser Beschaffenheit seiner Schreibgabe willen mußte er auf dem humanistischen Gebiete am beßten Schreiben. Am meisten objectiv ist unter diesen Schriftchen der arme Mann im Tokenburg, der jetzt folgte, eine Ueberarbeitung von Bräckers Autobiographie — verdienstlich, ja für Volk und Jugend noch verdienstlicher als das Original war. Es hat schon drei Auflagen erlebt. Dann folgte noch „Friedrich, der Thierquäler", wozu der Verfasser von dem Münchnervereine gegen Thierquälerei, dem er selbst angehörte, aufgefordert wurde. Er suchte darin zu warnen, ohne durch die Schilderung zu verführen; und sein Hauptmotiv sucht er in der Erweckung der Achtung für die Thierwelt, und will es durch die Darstellung ihrer Einrichtung erreichen. Endlich

erschien noch „Bartholomä Kelli, der Küfermeister“, eine schlichte Erzählung vom kämpfenden Leben eines Handwerksmannes — etwas flüchtiger als seine Vorgänger geschrieben und des Eigenthümlichen nicht genug bietend. Die Schrift ist übrigens nur als Nachlaß gedruckt; eine letzte Feile aber pflegte doch auch Scheitlin bei solchen Schriften noch anzulegen, d. h. die Bogen im letztmöglichen Augenblicke noch einmal durchzuschauen.

So haben wir die Befriedigung, an Scheitlins Leben keineswegs, was nicht allzuselten sich darstellt, ein stätes Abnehmen wahrzunehmen, sondern daß es sich eher noch mit ihm wieder geäufnet hatte. Dieß objectiv für seine Leistungen und subjectiv für ihn selbst, da er nicht sein Ueberleben zu betrauern hatte, und nicht den bekannten Spruch Christus an Petrus in seiner Art auf sich anwenden mußte. Er war eher wieder freier als gebundener geworden, emancipirter von Kräften, die ihn zu beschränken gemacht schienen. Wo er jetzt stand, dahin konnten sie ihm nicht folgen. Er aber

war — o seltnes, glückliches Geschick! — dem Leben, wo es ihn hinführte, gefolgt. Ergriffen werden und ergreifen zu können, war seine große Gabe; alles konnte ihm und er konnte allem etwas werden.

Vielleicht darf man dessen ungeachtet mit seinem Leichenredner sagen, daß der Tod ihn zu rechter Zeit aufgesucht habe. Seine Gesundheit fing doch anhaltender zu schwanken an; im Winter war er oft sehr eingebannt. Arthritische Leiden entwickelten sich zusehends, besonders im Frühjahre 1847, eine Cur im Bade Ueberlingen schlug nicht mehr an; auch sein Gehör litt Anfälle von Stumpfwerden. Seine Rede war zuweilen zerfallen. Er mußte für einige seiner Verhältnisse in seiner Wirksamkeit etwas nachlassen — so für unsern (wissenschaftlichen) Verein, so mitunter für die Schule selbst. Es drohte ihm, nicht mehr wie vormals den Schülern durchaus zu imponiren. Auch ward er, wenn er etwa in fremde, meist aus jüngern Leuten bestehende Kreise gerieth, nicht mehr in erste Linie gestellt, weil die äu-

ßere Schale seines Wesens ihn etwas zu hemmen anfing.

Es war Mittwochs den 12. Januar 1848, als ein neuer heftiger Anfall kam, der seine Kräfte sehr erschöpfte; doch hatten am Samstag die Schmerzen wieder nachgelassen. Ihm selbst ahnte auch nichts Besonderes, was mit ihm vorgehen könnte. Allein am Montag in der Mitte des Vormittages deutete er auf einmal an, daß Hand, Auge und Mund wie gelähmt seien; die Gesichtszüge zogen sich krampfhaft nach links hin; er verfiel nach neun Uhr in Agonie, die sich durch ein schweres Arbeiten der Brust kund gab, es jedoch ungewiß ließ, wie weit das Bewußtsein, das er durch nichts mehr an Tag legte, in Mitleidenschaft sei. Um 10½ Uhr that er seinen letzten Athemzug.

Allsogleich kündigte das Tagblatt in einer schwarzen Einfassung an, daß Vater Scheitlin geendet habe. Bald folgten mit dem Berichte und mit gehaltvollen Bemerkungen mehre Blätter, namentlich die Appenzeller- und die allgemeine Zeitung, auch der Wahrheitsfreund.

Wo solche Elemente in ihrem Zeugnisse zusammentreffen, da darf man das Lob nicht als leer verpuffenden Weihrauch ansehen. Die Allgemeine verglich Scheitlin mit den Weisen des alten Griechenlands. Wenn man in diesen das genuin und in sich homogen Humane als besonders dargestellt annehmen zu sollen glaubt, so hat die Vergleichung ohne Zweifel ihre Richtigkeit. Gewiß ansprechend war es namentlich, daß auf einmal die Bezeichnung „Vater Scheitlin" auftauchte. Das ist, wenn irgend ein Titel in der Welt, derjenige, der nur langsam und unmerklich zu Stande kommt und durchaus ohne einen Schatten von zufälliger Zuthat muß erworben sein. Eben dieß Letztere ist's, was Scheitlins Verdienst so schön macht. Er war besonders in letzten Zeiten eifersüchtig darauf, anerkannt zu sein, und sah nicht immer gerne Nebenbuhler seiner Geltung; aber diese kleine Schwachheit hat sich doch nie eigentliche Ungebühren erlaubt, und stets blieb die ihm gewordene Anerkennung in einem seltenen Maße, frei von allem, was man

Erschleichen, Erkünsteln oder Erzwingen nennen kann. Das Gesammtbild seines Seins und Strebens fordert durchaus das tiefgefühlte Nachwort seines Freundes Meyer: „**Have, anima candida!**" Schon ein großer Segen, wenn auch nur dieser eine Grundton aus seinem Leben nie verhallend forttönt in den Vielen, die ihn gekannt haben. Wer will aber die vielen und vielfachen Wirkungen seines Daseins auch nur einigermaßen zu werthen sich vermessen! Er ist eine Gottesgabe für uns gewesen.

len, hochberühmter Prediger in Leipzig. Mit seinem Bildnisse in Steindruck. Am ersten durch die erste öffentliche Kunstausstellung gefeierten Jahrzehendfest des wissenschaftlichen Vereins, am 10. Wintermonat 1825 der Jugend seiner Vaterstadt gewidmet. geh. 12 ngr oder 40 kr.